

Baruch Kojocarur und Barbara Bulten, *De oorlog in mij. Een bijzonder levensverhaal* [„Der Krieg in mir. Eine besondere Lebensgeschichte“]. Amsterdam: Ambo | Anthos 2019. 160 Seiten.

Nachdem er den Krieg in einem Arbeitslager überlebt hatte, ging der 1932 in Rumänien geborene Baruch Kojocarur zunächst nach Israel und dann nach Hamburg, bevor er sich in Amsterdam niederließ. Dort lebt er bis heute. Die hier wiedergegebenen Ausschnitte stammen aus dem Vorwort und aus den Kapiteln 4, 6 und 21.¹

Vorwort

Im März 2018 begegnete ich Baruch Kojocarur zum ersten Mal. Ich war für die Gemeinde Amsterdam als Kommunikationsberaterin an einem großen Projekt zur Bekämpfung der Einsamkeit beteiligt. [...] Baruch sang an diesem Abend ein jiddisches Lied. Danach ging ich zu ihm, um ihm zu sagen, wie tief er mich mit seiner Stimme berührt hatte. „Früher habe ich noch viel schöner gesungen“, erwiderte er nüchtern, „aber ich freue mich, dass es Ihnen gefallen hat.“

Es war, als stünde ich einem alten Familienmitglied gegenüber, einem Menschen, von dem ich nicht gewusst hatte, dass es ihn gab. Ich selbst stamme aus einer jüdischen Berliner Künstlerfamilie. Meine Großeltern waren ein paar Jahre vor dem Krieg mit ihrem Sohn in die Niederlande gekommen, weil sie in Deutschland nicht mehr arbeiten durften. Meine Oma hatte ihre Papiere gefälscht, und so überlebte die Familie den Krieg in Bilthoven. Darüber, woher man kam, wurde nicht gesprochen. Dieses Geheimnis durfte auf gar keinen Fall nach außen dringen.

Nach diesem Abend sollte es noch ein halbes Jahr dauern, bis ich Baruch Kojocarur wiedersah. Er wünschte sich, jemand solle ihm beim Ausarbeiten der Geschichten helfen, die er auf Hebräisch verfasst hatte. Jede Woche besuchte ich ihn, um Geschichten über seine Kindheit, über die Kriegszeit, aber auch über die

¹ S. 7-9 , 33-41, 48-51 und 146-152.

ereignisreiche Phase danach zu hören. Durch unsere ausführlichen Gespräche stiegen immer mehr Erinnerungen in Baruch auf. Er reiste durch die Zeit an Orte zurück, die er manchmal lieber nicht mehr besucht hätte. Nachts träumte er plötzlich wieder von seiner Mutter. Ich schlug ihm vor, noch viele weitere Geschichten über sein Leben niederzuschreiben und ein Buch daraus zu machen. Trotz des Schmerzes, den ihm das manchmal bereitete, ließ er sich ohne Zögern darauf ein. Wir beide spürten, wie dringend er seine besondere Lebensgeschichte mit anderen teilen musste. Zusammen haben wir uns an die Arbeit gemacht. Baruchs Geschichten und die stundenlangen Gespräche sind dabei die Inspiration gewesen. Im Buch wird alles aus Baruchs Perspektive erzählt, sodass Sie beim Lesen hoffentlich das Gefühl bekommen, bei ihm am Tisch zu sitzen.

Lieber Baruch, ich bin dir so dankbar, dass du deine Erinnerungen mit mir geteilt und mir so offenherzig von deinem Leben erzählt hast. Ich hoffe, deine Lebensgeschichte inspiriert viele Menschen.

Barbara Bulten

Untergetaucht beim Ehepaar Grigorescu

[...] Das Ehepaar Grigorescu sorgte für mich wie für ein eigenes Kind. Die beiden alten Leute waren sehr lieb. Frau Grigorescu konnte ich nicht verstehen, weil sie nur Ungarisch sprach, doch zum Glück konnte Herr Grigorescu Rumänisch. Zu essen bekam ich genug, aber ich war einsam und durfte nicht nach draußen. In den ersten Wochen hatte ich großes Heimweh und fragte oft nach meiner Familie, doch Herr Grigorescu konnte mir nur sagen, dass man sie in ein Arbeitslager gebracht hatte. [...]

Obwohl sie so gut für mich sorgten, blieb ich lustlos und traurig. Es gab keine Kinder zum Spielen und keine Bücher in einer Sprache, die ich hätte lesen können. Ich hatte schon mit fünf Jahren von meiner Schwester Rifka lesen gelernt, aber das war auf Rumänisch gewesen, und die Grigorescus hatten nur Bücher in

anderen Sprachen. Obwohl ich genug aß, nahm ich immer mehr ab. Herr Grigorescu brachte oft ein kleines Geschenk von der Arbeit für mich mit, um mich aufzuheitern. Dann schnitzte er in seiner Mittagspause eine Holzpuppe oder ein Pferdchen für mich.

Eines Tages kam Herr Grigorescu mit einem Pappkarton von der Arbeit nach Hause. „Hier ist ein Freund für dich, zum Spielen“, sagte er.

Ich öffnete die Schachtel, und zu meiner Überraschung entdeckte ich darin einen kleinen schwarzen Hund. Daheim hatten wir nie Haustiere gehabt, und ich war kein besonderer Tierfreund, aber als mich das Hündchen ansah, begann mein Herz schneller zu schlagen.

„Ach, was für ein schöner Fekete“, rief Frau Grigorescu.

Ich schaute sie fragend an.

„Fekete‘ bedeutet ‚schwarz‘ auf Ungarisch“, erklärte mir Herr Grigorescu, und so bekam der kleine Hund den Namen Fekete.

Das Ehepaar ging zwei Mal am Tag mit Fekete nach draußen, aber drinnen gehörte er nur mir. Ich durfte ihn füttern, und jede Nacht schlief er am Fußende meines Bettes. Wir wurden unzertrennlich.

Ab und zu kamen Leute zu Besuch. Dann versteckte ich mich stundenlang in dem Verschlag, bis der alte Mann an die Tür klopfte und rief: „Komm raus, Kind, es ist wieder alles sicher.“

Aber eines Tages lief das anders. Er klopfte an die Fensterscheibe und schlug ein Kreuz. Schnell rannte ich in meinen Verschlag und schloss die Tür gut hinter mir ab. Ich hörte Geschrei auf Deutsch, zersplitterndes Glas, schwere Stiefel auf der Treppe, nach oben und wieder nach unten. Ich hielt mit aller Macht den Atem an. Ich wusste, wenn ich ein Geräusch von mir gab, würde ich mich verraten.

Krampfhaft versuchte ich das Weinen zu unterdrücken, spürte aber, wie mir die salzigen Tränen über die Zunge in den Mund glitten. Plötzlich gab es einen lauten Schlag. Die Tür des Verschlags wurde aufgerissen, und ich wurde aus dem Haus geschleppt.

Draußen standen zwei Wagen mit Pferden davor. Fekete schaute mich an und fing an zu bellen. Man warf mich auf einen der Wagen. Danach wurden die beiden

alten Leute nach draußen gezerrt und auf den anderen Wagen geworfen. Man brachte mich zur Polizeistation. Dort musste ich eine Nacht in der Zelle bleiben. Schlafen konnte ich nicht. Ich hatte schreckliche Angst und dachte an meinen Rucksack von zu Hause, den ich immer bei mir gehabt hatte. Die ganze Nacht hörte ich Fekete in der Ferne bellen. Am nächsten Tag wurde ich mit dem Pferdewagen zum Bahnhof gebracht. Dort stand ein Zug mit Viehwaggons. Auf dem Bahnsteig sah ich Fekete wieder. Ich wollte zu ihm hin, wurde jedoch am Arm gepackt und zum Zug geschleppt. Die Schiebetüren öffneten sich, und man warf mich nach drinnen. Ich sah, dass der Waggon mit Hunderten von Menschen vollgestopft war – mit alten Männern, Frauen und weinenden Kindern. Der Zug hatte extra noch auf mich gewartet. Wir standen aneinandergespret wie Sardinen in der Büchse: Es gab kein Fenster, keinen Hauch frische Luft. Ich erinnere mich noch gut, dass es Sommer war, und sehr heiß.

Nach einem langen Pfeifsignal setzte sich der Waggon in Bewegung. Ich hörte Fekete wieder bellen, aber er konnte mir nicht mehr helfen.

So fuhren wir endlos lange durch die Dunkelheit. Wir konnten fast nichts sehen. Wer ohnmächtig wurde, blieb zwischen den anderen eingekeilt stehen. Mit der Zeit machten die Menschen in die Hose; der Gestank war entsetzlich. Wir schlugen wie verrückt an die Wände, aber da gab es niemanden, der unser Weinen und Schreien mitbekam. Irgendwann sprach niemand mehr. Seltsamerweise hörte ich Fekete immer wieder bellen, als se er die ganze Zeit auf dem Dach des Waggons.

Als der Zug endlich anhielt, hatte ich jedes Zeitgefühl verloren. Waren wir Stunden unterwegs gewesen oder Tage? Ich war sogar eine Zeit lang bewusstlos gewesen. Die Schiebetüren öffneten sich. Ach, wie herrlich war die frische Luft! Wir krochen aus den Waggons und bekamen den Befehl: „In einer Reihe aufstellen, alle in einer Reihe, los!“ Im Waggon ließen wir Dutzende tote Männer, Frauen und Kinder zurück. Das hier war das Arbeitslager Transnistrien, wurde mir gesagt. Ich lief in der Reihe hinter all den Leuten her und weinte vor Hunger und wegen der Schmerzen in meinem ganzen Körper. Ich war zehn Jahre alt.

Gunters geheimer Ort

Gunter war ein deutscher Soldat in unserem Lager. Er war groß und gut gebaut und hatte blonde Locken. Ich schätze, er war kaum achtzehn. Mit einem anderen Soldaten brachte er unsere Gruppe Jungen zum Arbeiten außerhalb des Lagers. Nach etwa fünfhundert Metern zu Fuß kamen wir zu ein paar mit Tonnen Asphalt beladenen Lastwagen. Immer zu zweit mussten wir die Tonnen von den Lastwagen auf Schubkarren rollen lassen und zu einer Gruppe Männer weiter oben schaffen, die dort die Straße teerten. Jedes Fass wog bestimmt sechzig oder siebenzig Kilo.

Am zweiten oder dritten Tag ging es schief. Meine Tonne fiel vom Karren und zerbarst. Der ganze Asphalt lag auf der Erde. Ich wurde von Gunter gepackt und an einen Baum gebunden. Er schlug mich mit dem Gewehrkolben, bis ich vor Schmerzen ohnmächtig wurde. Durch die Schläge auf meinen Rücken brach mir eine Rippe; ich habe noch heute, mehr als siebenzig Jahre später, Probleme damit. Aber als ich wieder zu mir kam, stand Gunter mit ein wenig Wasser vor mir. Ich sah zwei große Tränen in seinen Augen. In mir drinnen spürte ich ein warmes, ganz weiches Gefühl, als würde etwas in meinem Bauch kribbeln. Das hatte ich noch nie gehabt. Mit Schmerzen im ganzen Körper stand ich am nächsten Morgen so aufrecht ich nur konnte beim Appell, um zur Arbeit zu gehen. Wir durften uns zwar krankmelden, aber das bedeutete dann keine Ration. Wer nicht arbeitet, braucht auch nicht zu essen, lautete das Motto. Aber da geschah ein Wunder: Gunter kam auf mich zu und sagte: „Du arbeitest ab heute in der Küche.“

Die Küche galt als bester Arbeitsplatz. Dort war es warm, und es gab immer ein Stück Brot oder etwas anderes zu klauen, um den Hunger zu stillen. Also wurde ich an diesem Morgen zusammen mit acht Jungen und Mädchen von zwei Soldaten zur Küche begleitet. Dort machten wir Töpfe sauber. Sie waren so groß, dass ich hineinkriechen musste, um sie schrubben zu können. Wir blieben den ganzen Tag in der Küche, bis wir um sieben Uhr von denselben Soldaten zurück in unsere Baracke gebracht wurden.

So ging es in den kommenden Monaten tagein, tagaus.

Eines Tages saß ich allein in der Scheißbaracke. Das war eine geräumige Baracke mit einer großen Grube und darüber einem Brett mit Löchern. Gunter kam plötzlich herein. Erschrocken sprang ich vom Brett. Er kam auf mich zu, packte meine Hand und küsste mich auf den Mund. Mir hing die Hose noch an den Knien. Ich hatte zwar ein bisschen Angst, aber gleichzeitig war es auch spannend. Mit der anderen Hand zog er an seinem Pimmel. Nach ein paar Minuten hörte ich ihn stöhnen, aber ich hatte keine Ahnung, wieso. Er ließ mich los und küsste mich wieder, streichelte mich und sagte: „Das hier bleibt unser Geheimnis. Wenn du es irgendjemandem erzählst, bedeutet das meinen Tod, aber vorher erschieße ich *dich*.“ Von diesem Tag an versuchte Gunter, mit mir allein zu sein, wo immer es nur möglich war. Obwohl ich so etwas noch nie erlebt hatte und seine Worte ziemlich bedrohlich geklungen hatten, fand ich die Spannung auch angenehm. Er war nie grob oder brutal, und ich bekam immer etwas zu essen von ihm. Wir trafen einander an geheimen Orten, wo niemand uns sehen konnte. Er spielte mit meinem Pimmel herum, küsste mich oft oder streichelte mir den Rücken. Selbst wagte ich ihn nicht anzufassen. Mit der Zeit entwickelte ich Gefühle für ihn, die ich nicht einordnen konnte. Ich hatte Angst vor Gunter, aber er machte mich auch froh. Ob das daran lag, dass er mir ein Stück Brot gab, oder ob es mich fröhlich stimmte, wenn ich bei ihm war, kann ich nicht genau sagen. Manchmal nahm ich etwas Brot für meine Mutter mit. Ich konnte ihr nicht erzählen, woher ich es hatte, aber zum Glück fragte sie auch nicht danach. Durch dieses heimliche Verhältnis haben meine Schwestern und mein Bruder auch ein bisschen weniger Hunger gelitten.

In meiner Beziehung zu Gunter gab es mehr als das Sexuelle. Er erzählte mir viel von seiner Geburtsstadt Hamburg und von seinen Eltern. Gunter sprach auch über den schrecklichen Ort, an dem wir leben mussten, und darüber, wie sehr er diesen Krieg hasste. Manchmal, wenn wir uns irgendwo versteckten, las er mir aus einem Buch vor, das er immer bei sich trug. Welches Buch das war, weiß ich nicht mehr, aber ich meine, es war Goethe oder Schiller. Während des Vorlesens hing ich atemlos an seinen Lippen.

Im Lager gab es vielleicht tausend Jungen in meinem Alter. Warum wählte er gerade mich aus? „It takes one to know one“, lautet ein englisches Sprichwort. Ob Gunter der Grund dafür war, dass ich bisexuell geworden bin? Ich glaube das nicht. Etwas, das bereits in meinem Inneren vorhanden war, hat er mit Zärtlichkeit und Liebe wachgerüttelt. Gunter war meine erste große Liebe. Mit wem auch immer ich später im Leben Sex hatte, seien es Männer oder Frauen – immer musste ich an Gunter denken. Wahrscheinlich habe ich mein ganzes Leben lang nach einem starken, sanftmütigen Mann wie ihm gesucht, aber ich habe ihn nie wieder gefunden.

Mein Leben heute

Alles, was ich in meinem Leben durchgemacht habe, hat mich geprägt. Ich bin dadurch unglaublich stark geworden. Ich habe mich nie unterkriegen lassen. Der Hunger war das Allerschlimmste im Krieg. Danach habe ich mich vollgefressen, nie etwas weggeworfen. Alles musste aufgegessen werden. Heute esse ich nur noch, worauf ich Lust habe.

Mein Lebenswille ist sehr stark. Obwohl ich meine Depressionen nie ganz losgeworden bin, weiß ich zum Glück inzwischen, wie ich mit ihnen umgehen muss. Ich führe häufig Selbstgespräche. „Du hast doch schon viel Schlimmeres überstanden“, sage ich mir, wenn ich manchmal ins Grübeln gerate. Ich habe zu essen, gehe ins Theater, schaue fern und koche noch jeden Tag. Ein paar Mal in der Woche kaufe ich auf dem Albert Cuyp-Markt ein. Das ist für mich zu Fuß ein ganzes Stück, aber ich brauche Bewegung und will nicht, dass mir andere helfen. Außerdem lese ich noch sehr gern – vielleicht ist das meine Lieblingsbeschäftigung. Stundenlang, auch nachts, wenn ich wieder einmal nicht schlafen kann. In meiner Bibliothek gibt es mehr als tausend Bücher in fünf Sprachen.

Der Krieg hat mich instabil gemacht, mich gezeichnet. Ich habe mich auch gefragt, warum es mir nie gelungen ist, in einer Partnerschaft zu bleiben. Das Leben mit mir war nicht einfach.

Mein Psychiater sagt, ich trage eine zu große Last mit mir herum: Ich lasse andere kaum an mich heran und vertraue ihnen nicht. Ich war auf der Suche nach Geborgenheit, hatte aber gleichzeitig Mühe, mich zu binden. Darum war ich auch dreimal verheiratet. Jedes Mal glaubte ich wieder, diesmal würde es mir sicher gelingen, aber es ging nicht. Noch immer halte ich es nicht aus, wenn ich verwöhnt oder bemuttert werde. Selbst sorge ich gern für andere; ich habe mich in meinem Leben um viele Menschen gekümmert, zum Beispiel um meine Mutter, Rifka und J.

Während des Krieges habe ich gelernt, allein zurechtzukommen. Diese Selbstständigkeit habe ich nie wieder aufgeben können. Es fällt mir nicht schwer, eine Beziehung zu beenden. Als Kind habe ich von so vielen Menschen Abschied nehmen müssen.

Anfang 2006 litt ich unter Beklemmungen. Man untersuchte mich im Krankenhaus und wollte mich stationär behandeln, aber das lehnte ich ab. Monate später wurde ich eines Abends sehr krank. Ich war gerade mit Lydia im Theater gewesen und fühlte mich so elend, dass ich nicht mehr zurückfahren konnte. Wie sich herausstellte, hatte ich Herzprobleme, die ich viel zu lange ignoriert hatte. Im Krankenhaus hat man noch eine Ballondilatation durchgeführt, aber das half nichts. Letzten Endes brauchte ich eine Herzoperation. Meine Söhne sind sofort nach Amsterdam gekommen, um für mich da zu sein. Kurz vor der Operation habe ich sie zum Glück noch gesehen.

Ich lag dreizehn Tage im Krankenhaus. Nach meiner Entlassung brauchte ich rund um die Uhr Betreuung. Fünf Wochen lang hat Lydia mit meiner früheren Geliebten J. und ihrem Mann für mich gesorgt, bis ich gesund genug war, um ohne Hilfe zurecht zu kommen.

Meine gesamte Familie hat den Krieg überlebt, das ist etwas Außergewöhnliches. Irgendwann sind alle „unsere“ Kinder nach Israel gegangen. Niemand ist unverseht aus dem Krieg gekommen.

[...]

Inzwischen sind meine Eltern und alle meine Geschwister gestorben; sie sind alt geworden. Jedes Jahr zu Rosch Haschana, dem jüdischen Neujahrsfest, besuche ich sie alle. Dafür muss ich auf fünf Friedhöfe.

Obwohl ich noch zwei gute Freunde habe, bin ich auch einsam. Die meisten meiner Freunde sind inzwischen verstorben. Ich finde es schrecklich, allein zu wohnen, wirklich schrecklich. Wenn ich mich traurig fühle, ermahne ich mich selbst und sage mir, dass ich meine Beziehungen aus freien Stücken beendet habe. Außer in J.s Fall war ich meist derjenige, der Schluss machte. Dadurch lebe ich jetzt allein. Die ganze übrige Familie wohnt in Israel, aber obwohl ich gern dorthin fahre, möchte ich nicht dort wohnen. Alte Bäume soll man nicht verpflanzen. Die Niederlande sind seit fast fünfzig Jahren meine Heimat. Die Kultur in Israel ist ganz anders; dorthin passe ich nicht mehr. Durch die ständige Bedrohung herrscht eine sehr angespannte Atmosphäre. Die Leute haben auch keine Geduld mehr, und ich finde sie oft unhöflich. „He, bring mir eine Cola“, rufen sie zum Beispiel in der Kneipe. Das ärgert mich maßlos. Und im Bus steht niemand mehr für ältere Menschen auf. In Amsterdam passiert das auch immer seltener, aber ab und zu schon noch. Außerdem will ich meinen Kindern nicht zu dicht auf die Pelle rücken. Davon würden sie schnell genug bekommen. Dann denken sie: „Oh Gott, da ist er schon wieder!“ Jetzt fahre ich ein oder zwei Mal pro Jahr hin und werde von allen herzlich begrüßt. Das ist sehr schön, aber nach drei Wochen bekomme ich Heimweh nach meinen eigenen vier Wänden, und es reicht mir wieder.

[...]

Bis vor einem Jahr habe ich nie jemandem von meiner Vergewaltigung im Kibbuz erzählt. Im September 2018 beschloss ich, nach Kfar Szold zurückzukehren, zusammen mit meinem ältesten Sohn, vier Neffen und ihren Frauen. Ich wollte herausfinden, wie es sich anfühlen würde, wieder dort zu sein.

Die Baracke, in der ich damals wohnte, gab es immer noch. Ich spürte, wie ich kreidebleich wurde, und ich bekam kaum noch Luft. Wie ein Film liefen mir die

Erinnerungen an diesen abscheulichen Moment Bild für Bild durch den Kopf.
„Warum wirst du denn so blass?“, erkundigte sich Rafael.
Da habe ich die ganze Geschichte erzählt. Danach verspürte ich Erleichterung.
Das hatte ich nicht erwartet. Jetzt konnte ich endlich besser mit diesem schrecklichen Erlebnis umgehen.

Mein Leben ist gut so, wie es ist. Ich habe einen Herzschrittmacher, bin schlecht zu Fuß und schlucke dreizehn verschiedene Medikamente. Für mich ist das immer noch genug, um es genießen zu können. Ich will mich nicht beklagen.
Wenn der Tag kommt, an dem ich mir den Hintern nicht mehr selbst abwischen kann oder Windeln tragen muss, mache ich Schluss.
Wenn ich dann tot bin, wird mein Leichnam nach Israel überführt. Das wünschen sich meine Kinder. Ich glaube nicht an ein Leben nach dem Tod, aber wenn meine Angehörigen das wollen, können sie mich auf dem Friedhof besuchen.
Manchmal überlege ich, ob ich nicht verbrannt werden möchte statt begraben, obwohl das der jüdischen Tradition zufolge nicht erlaubt ist. Aber dann denke ich an die vielen Millionen Juden, die man in den Vernichtungslagern verbrannt hat, und mir kommen Zweifel - dafür kann ich mich doch nicht freiwillig entscheiden?
Meine Suche ist noch immer nicht zu Ende. Erst habe ich meinen Weg im Leben gesucht, jetzt suche ich den richtigen Weg für meinen Tod. Ich denke, ich lasse mich doch begraben. Das wird dann meine allerletzte Reise. Ganz der jüdischen Tradition gemäß will ich diesen letzten Weg nicht mit Fremden gehen. Darum ist es gut, wenn ich nach meinem Tod nach Israel zurückkehre.

Das Ehepaar Grigorescu hat seinen Versuch, Baruch Kojocarü vor der Deportation zu bewahren, mit dem Leben bezahlt. Der Soldat Gunter, der Baruch Kojocarü im Lager das Leben rettete, als dieser wegen des Diebstahls von zwei Kartoffeln erschossen werden sollte, wurde an die Ostfront strafversetzt, wo er fiel.

Übersetzung und Kommentar: Simone Schroth, September 2020